

Zeitgeschehen

Ute Hallaschka

Winterreise

Ein Requiem für die Post

Nun geschieht, was ich lange gefürchtet habe: Das letzte Postamt im Umkreis von 50 Kilometern schließt.

Macht ja nichts, so der leutselige Kommentator vom Amt, es gibt doch Agenturen. Natürlich! Die gibt es. Ich habe die Wahl zwischen dem Zeitungs-Zigaretten-Lotto-Kiosk und dem Lebensmittel-Laden. Dort wird nebenbei von schlecht bezahlten, noch schlechter informierten und entsprechend gelaunten Laien des Postwesens ein wenig Vertrieb gemacht. Der Rest soll zukünftig am Automaten stattfinden. Selbst das gute, alte Postspargbuch wandert dorthin – wie man dem armen, fassungslosen Greis, der gerade ansteht, erläutert.

Nun, wir leben in Zeiten des totalen Terrors im Hinblick auf zwischenmenschliche Dienstleistungen in der analogen Welt – also der Wirklichkeit, in der wir herumlaufen und miteinander umgehen. Es sind ja buchstäblich Wirtschaftsleistungen, die wir füreinander erbringen. Je unsichtbarer, anonymisierter und digitalisierter der Einzelne aus diesem Wirklichen abgezogen und ins Netz eingespeist wird, umso weniger lässt sich noch irgendein Vorgang, eine Handlung zwischen Individuen wahrnehmen. Geschweige denn die entsprechende Wahrnehmung denkend realisieren. Wir erinnern uns: »Leben in der Liebe zum Handeln und *Lebenlassen* im Verständnisse des fremden Wollens«¹, diese Grundmaxime der freien Menschen, wie sie Rudolf Steiner in der »Philosophie der Frei-

heit« formuliert, davon kann unter diesen Umständen keine Rede mehr sein.

Die strukturelle Verschiebung hat Sinn und Zweck. Letzterer gilt natürlich der Einsparung, sprich, dem ökonomischen Diktat in der Parallelwelt der Finanzen. Der Sinn der Maßnahmen zielt tiefer. Auf allen Feldern des Lebens wird nun zivilisatorisch geerntet, was sich kulturell vor rund 25 Jahren zutrug. Da kamen sie zur Welt, das perverse zweiköpfige Zwillingswesen »Digitalität« und die durch sie und in ihr ermöglichte totale Finanzherrschaft. Heute terrorisiert diese Erscheinung sämtliche Wirklichkeitseinrichtungen. Das, worunter wir alle leiden, wovon wir genau wissen, woher dieses Leid rührt, und wogegen wir scheinbar nichts Wirksames mehr unternehmen können.

Dass kein Geld da ist und die Bundesregierung immer verzweifelter danach suchen muss, für Krankenhäuser, Altenpflege, Schulen, Theater, Soziales etc. – dies ist ja kein Märchen der Neuzeit, sondern eine idiotische Sandkastelüge, wie wir wissen. Mit zugehaltenen Augen die Behauptung: Ich bin nicht da! Doch Geld gibt es im Überfluss. Es landet nur einfach nicht in der Wirklichkeit, da, wo es hingehört. Aber was hilft uns die Erkenntnis des pervertierten Stoffwechsel des Wirtschaftskreislaufs? Was sollen wir tun? Auf die Straße rennen, Parolen brüllen, Flugblätter abwerfen – revolutionäre Gesten von gestern. Die von heute? Aufklärung im Netz betreiben? Schon ist man drin! Ein

die Drei 5/2024

kleiner Fisch in den Schwärmen der Illusion der Freiheit, die von allerhand Geistern gelenkt und geleitet werden. Botschaft und Medium sind längst eins. Wollten wir heute, wie seinerzeit Rudolf Steiner, Waschkörbe voll Post zur Agentur tragen – wir würden von den Nachfolgenden in der Warteschlange erschlagen.

Damit zurück zur Totenklage. Sie dient nicht der Nostalgie, der Beschwörung eines besseren Früher – kein Mensch hätte etwas gegen ein zeitgemäßes funktionierendes Postwesen einzuwenden, im Gegenteil. Vermutlich würden es alle begeistert begrüßen, wenn endlich einmal eine echte Verbesserung einträte, also ein Kulturphänomen der Vergangenheit dank aktueller Technik in vernünftiger Weise neu auf-tauchte im analogen Leben. So dass es uns das Leben erleichterte, statt es zu beschweren. Wie schön wäre es, wenn einer solchen Erscheinung gegenüber sich sogleich das individuelle Empfinden bilden könnte: Das ist sinnvoll! Solange dies nicht geschieht, werden wir als Gesellschaften unvermeidlich weiter apathisch im Vakuum vegetieren oder extremistisch gestimmt zum Amok tendieren. Das sind die beiden Spielarten, die Hannah Arendt als Voraussetzung totalitärer Bewegung, beschreibt.

Übersinnlicher Verkehr

Wichtig ist jedenfalls, dass das Kontinuum kultureller Erzählung nicht abreißt. Dass Menschen da sind, die sich den vermeintlichen Luxus des Erinnerns leisten. Wie bei jeder anständigen Totenfeier, die der Vergegenwärtigung dient, könnten wir die persönlichen Post-ämter der Erinnerung aufsuchen. Sie sind da, im Äther, Bilder über Bilder, im eigenen Leben wie im gesellschaftlichen. Wir Älteren könnten den Jüngeren noch zu Lebzeiten die eigene Biografie von Postamt zu Postamt erzählen. Wie das alles angefangen hat?

Wörtlich gesehen jedenfalls im 16. Jahrhundert. Da wurde der Begriff entlehnt aus italienisch »posta«, was ursprünglich »feststehender Ort« bedeutete. Kein Widerspruch, wenn wir sogleich vor dem inneren Auge die Postkutsche vorüberrumpeln sehen – denn die festen Orte,

die Posten, waren für den Wechsel von Pferden und Verpflegung nötig. Dieses Zusammenspiel, die Ermöglichung des Bewegten durch das Ruhende, ist bezeichnend für die buchstäbliche Erfindung des Briefwechsels – und was verdanken wir alles kulturgeschichtlich diesem Phänomen! Auch der Briefwechsel wird sterben, niemand ist inzwischen noch so naiv, an die Substitution durch E-Mails zu glauben.

Goethe und Schiller waren bekanntlich auf der Höhe ihrer Zeit. Sie brauchten kein Mobiltelefon, um sich mehrmals am Tag abzustimmen, denn die Post kam so oft, dass sich die am Morgen getroffene Verabredung problemlos bis zum Abend aktualisieren ließ. Gehen wir also postalisch ins Innere, auf der Suche nach der verlorenen Zeit.

Da ist zunächst der imaginativ erscheinende Briefträger als öffentliche Figur des Vertrauens. Die Briefträger wussten alles, was in den von ihnen versorgten Haushalten vor sich ging. Mit Sack und Pack, wie der Nikolaus, von Tür zu Tür unterwegs, war ihr Leben vielfach besser als das heutiger Paketboten. Sowohl die Route als auch der Lohn, von dem sich leben ließ, und die zu tragende Last waren nach menschlichen Maßstäben eingerichtet. Innerhalb größerer Gebiete gab es eine Wechselstation, oft stand der Sack zwischendurch im Hausflur einer Privatwohnung. Einmal lebte ich in einem solchen Haus, in dem täglich der Briefträger zwischen zwei Ladungen frühstückte. Selbstverständlich hatte er Zeit für ein Gespräch. Die Post kam jeden Tag zur selben Zeit, und dieser ritualisierte Vorgang ließ den Briefträger als geradezu übersinnlichen Boten, als einen Engel des Alltags erscheinen. Er trug Vergangenheit und Zukunft in seiner Tasche, Hoffnungen, Wünsche, Ängste und Verheißungen – alles kam mit der Post. Es war Schicksal, was er brachte. Oder wie der Dichter Reiner Kunze 1966/67, als er noch in der DDR lebte, in seinen »einundzwanzig variationen über das thema »die post« schrieb: »Wenn die post / hinters fenster fährt blühh / die eisblumen gelb«².

Traritrara, ein Postamt war immer da. In jedem noch so kleinen Ort, auch in entlegenen Gegenden. Als ich zum ersten Mal Amorgos,

eine kleine Insel in der Ägäis besuchte, waren Touristen dort noch eine Seltenheit. Aber oben in der Chora, am Dorfplatz lag ein winziges Postamt, in dem man seine Traveller-Schecks einlösen konnte. Oder in Soglio, einem Dörfchen im Engadin, in dem abends die heimkehrenden Tiere von Brunnen zu Brunnen gehen – auch am örtlichen Postamt kamen sie einst vorüber. Das war noch weit im neuen Jahrtausend so, inzwischen hat es geschlossen. Immerhin fährt das Postauto in der Schweiz noch zuverlässig über die Pässe.

Was in der Post stattfand, war nicht anders als am Bahnhof: Verkehr. Übersinnlicher Verkehr zwischen Menschen. Es waren Knotenpunkte sozialer Netzwerke. Jegliche Beziehung, die Fernen überbrücken musste, war angewiesen auf die Post. Eine Wand im Postamt war den Telefonbüchern vorbehalten. Kinder, Kinder, stellt euch vor: Sämtliche Einwohner der Bundesrepublik standen mitsamt ihren Adressen in diesen Büchern. Man konnte sie einfach so aufschlagen und nachschauen – doch die völlig ungeschützte Datenlage verursachte keine gravierenden Probleme. Ist das zu fassen?

Was bleibt, sind Bilder

Einmal arbeitete ich selbst bei der Post. In der Nachtschicht am Bahnhof in Stuttgart sortierte ich Briefe. Es war Akkordarbeit. Wir saßen hinter offenen Regalreihen, umgeben von prall gefüllten Kübeln. Daraus zogen wir Briefe, stopften sie nach Postleitzahlen sortiert in die Regalfächer, die von der anderen Seite in neue Behältnisse entleert wurden. Danach hielt ich es für ein Wunder, dass Briefe jemals irgendwo ankommen. Der Boden war regelmäßig übersät mit Papier. Vermutlich ist es den Putzkräften zu verdanken, dass all die niedergetretenen Briefe gerettet wurden. Doch selbst unter diesen Umständen der Fabrikation gab es menschliche Zeitoasen. Originelle Postkarten wurden laut verlesen oder gingen heimlich von Hand zu Hand, wenn der Kapo – den nannten wir tatsächlich so – gerade nicht aufpasste. Ich kann mich an keine Zeit meines Lebens erinnern, in der die Post keine Rolle gespielt hätte.

Da steht es nun, das altehrwürdige Gebäude in Limburg an der Lahn, am Rand der tausendjährigen Altstadt als Zeuge einer Kulturzeit, die untergeht. In goldenen Lettern hoch oben der Schriftzug: Postamt – was es schon lange nicht mehr ist. Es ist offiziell seit Jahren eine Postbank, die, wie man mir erklärt, gnädigerweise solange den Postbetrieb zusätzlich mit erledigt hat. Dieses Totschlagargument wird aktuell dem Publikum an den Schaltern um die Ohren gehauen. Wir leben im Postpostzeitalter. Was das Geld und seine Vermehrung betrifft, wird es hier weiterhin eine persönliche Beratung geben. Das scheint wichtig genug.

Und wieder einmal staune ich, über die Aktualität eines hundertjährigen Kunstwerks. Heißt es doch in der 10. Duineser Elegie von Rainer Maria Rilke: »O, wie spurlos zerträte ein Engel ihnen den Trostmarkt, / den die Kirche begrenzt, ihre fertig gekaufte: / reinlich und zu und enttäuscht wie ein Postamt am Sonntag.« Und einige Zeilen weiter: »Für Erwachsene aber / ist noch besonders zu sehn, wie das Geld sich vermehrt, anatomisch, / nicht zur Belustigung nur: der Geschlechtsteil des Gelds, alles, das Ganze, der Vorgang –, das unterrichtet und macht / fruchtbar«³

Heute, während ich dies schreibe, am 15. September, ist der Tag des Briefeschreibens. Was man im Grunde erweitert denken kann, über den persönlichen Schriftverkehr hinaus. Ist nicht jeder niedergeschriebene Text letztlich ein Brief? Worte, die vertrauensvoll auf die Reise gehen, durch Raum und Zeit, zum Anderen hin. Ich fürchte: Um die Post, die Briefe und alles, was damit einhergeht, steht es schlimm. Wie nahe der Gedanke liegt: »Die Post bringt keinen Brief für dich: / Was schlägst du denn so wunderbar, / Mein Herz?«⁴ Diese Verse aus Franz Schuberts »Die Winterreise« spricht der enttäuschte Liebende zu sich selbst. Aber es könnte der Tag kommen, an dem tatsächlich Briefverkehr und Postwesen enden.

Ich glaube, dann werde ich reiten lernen, notfalls auf einem Esel. Wie Kevin Costner, der in seinem Film »Postman« (1997), als abgehalfterter Schauspieler in einer dystopischen Welt, die Post neu erfindet.

Handwritten musical score for Franz Schubert's "Die Post" (Op. 91, No. 1). The score is in G major and 3/4 time, featuring a vocal line and piano accompaniment. The lyrics are in German. The manuscript is dated October 1827 and includes the title "1. Die Post. / Fortsetzung des Wanderlieds / von Wilhelm Müller." and the composer's name "Franz Schubert".

Franz Schubert (1797–1828): ›Die Post‹, nach einem Gedicht von Wilhelm Müller, Handschrift vom Oktober 1827

P.S. Dann ist da noch die Geschichte mit der Briefftaube. Neulich ist wieder eine hier gelandet. Völlig entkräftet hockte die arme Verflogene, mit ihrem goldenen Ringlein am Fuß, unter einem Auto. Dort entdeckten sie die Kinder, als die Katzen ihr eben den Garau machen wollten. Ich kenne das Prozedere. Der Tierchutzverein rät zum Aufpäppeln, falls flugfähig und unverletzt. Etwas anderes könnten sie auch nicht tun. Danach lasse man sie fliegen, sie würden sich den Wildtauben anschließen. Das letzte Mal konnte ich die Telefonnummer lesen, das tapfere Täubchen kam aus dem Ruhrgebiet, und rief den Züchter an. Nein, das lohnt sich nicht mehr, die könne er jetzt nicht mehr brauchen, sagte er. Dieses Mal kam sie aus Siegen, nicht so weit von hier, das konnte ich lesen am Ring. Doch es gelang uns nicht, sie einzufangen. Nach drei Tagen Vollpension flog sie

davon. Was von ihr bleibt, ist ein wundervolles Bild, das eines der Kinder gemalt hat, und in meinem Herzen die Hoffnung, sie möge nach Hause finden. Den Brief überbringen, den man ihr mitgegeben hat. Das wiederum ist ein Bild des Menschenlebens.

Ute Hallaschka ist Eurythmistin, Theaterpädagogin, Seminarleiterin und Autorin.

- 1 Rudolf Steiner: ›Die Philosophie der Freiheit‹ (GA 4), Dornach 1995, S. 166.
- 2 https://reiner-kunze.com/include/Brief-mit-blauem-Siegel/brief-mit-blauem-siegel.inc_wp.php
- 3 Rainer Maria Rilke: ›Duineser Elegien‹, Leipzig 1923, S. 36f.
- 4 https://www.lieder.net/lieder/assemble_texts.html?SongCycleId=47